

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 81.

Bromberg, den 5. Mai

1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er nimmt Pelz und Zylinder und tritt zu einer Gruppe von Herren.

„Ich habe mir erlaubt, bei Hüller ein kleines Abendessen zu bestellen — ich möchte gerade Ihnen, die Sie die Urteilsfähigsten unter den Herren sind, beim gemütlichen Glase Sekt noch einige diskrete Dinge unterbreiten.“

Auch diese Stunden gehen vorüber. Um elf Uhr steht der Kommerzienrat auf.

„Meine Herren, wir müssen eilen, daß wir heimkommen. Sie wissen, das Rundfunkchlummerkonzert um zwölf Uhr.“

Auch diese — die Herren, die sonst stets Opposition gemacht, hat er für sich gewonnen, und vergnügt lachend steigen sie in die bereitstehenden Autos.

„Auf morgen, Herr Kommerzienrat. Ich denke, die Sache wird schnell und schmerzlos vorübergehen. Sie haben uns vollkommen überzeugt.“

Es ist der größte Pessimist, der so spricht. Dann fahren sie dem Hotel zu. Der Kommerzienrat verabschiedet sich vor der Tür und fährt nach seiner Villa, neben der Fabrik draußen in Tempelhof, hinaus.

Er überlegt, seine Nerven sind überreizt. Er vermag es nicht, jetzt etwa in das eheliche Schlafzimmer zu gehen und sich niederzulegen, er könnte jetzt nicht irgendein paar gleichgültige Worte mit seiner Frau wechseln oder gar schlafen. Das Fabrikgebäude ist noch immer erhellte. Oben tönt leise Musik. Der Rundfunk für die Aktionäre der Hölberlin-Werke hat soeben mit seinem Konzert begonnen. Der Kommerzienrat steigt zu seinem Zimmer hinauf. Auf der Treppe begegnet ihm Ulrich Gerlach. Er ist es, der den Rundfunk zu leiten hat. Aber er fühlt sich nicht wohl. Ein eigentümlicher Druck liegt auf seiner Stirn. Jetzt sieht er Hölberlin und erschrickt:

„Um Himmels willen, Herr Kommerzienrat, wie sehen Sie aus, Sie sind krank, Sie müssen ruhen.“

Hölberlin fährt zusammen. Dann sieht er Ulrich an und sagt:

„Einen Moment, lieber Gerlach, ich muß noch einmal in mein Arbeitszimmer.“

Gerlach eilt in den Rundfunkraum, der Kommerzienrat tritt in sein Zimmer. Er wirft den Pelz auf einen Stuhl und atmet auf. Hier ist es kühl und ruhig, hier ist er wenigstens allein. Er geht ein paarmal auf und nieder. Dann wirft er sich in den Sessel am Schreibtisch und preßt beide Hände an seine Stirn. O, diese furchtbaren, furchtbaren Gedanken. Diese qualvollen Gewissensbisse.

„Ich habe gelogen. Ich, Reinhold Hölberlin, ich, der ich sechzig Jahre ein makellofes Leben geführt, ich habe gelogen, ich habe wider mein besseres Wissen die Aktionäre betrogen. Ich habe ihnen nicht gesagt, daß schon heute vor-mittag die definitive Ablehnung des amerikanischen Konzerns kam. Ich habe ihnen nicht gesagt, daß unsere Kassen vollkommen leer sind. Daß Wechsel laufen, die ich nicht zahlen kann. Daß nur das neue Geld, was sie morgen einschließen sollen, uns vorläufig über Wasser hält. Und weiß ich, ob dieses Geld uns rettet, war es nicht eine Torheit, noch gutes, neues Geld dem verlorenen alten nach-zuwerfen? Wird es uns helfen, kann es uns helfen? Ich

glaube es selbst nicht. Ich habe wie ein Schurke an unseren Aktionären gehandelt.“

Er hat seinen Kopf in die Hände gelegt, er kann nicht einmal mehr denken. Er ist ein gebrochener Mann. —

Draußen im Rundfunkzimmer, neben dem Raum, in dem die Musiker spielen, sitzt Ulrich Gerlach. Ist er ein Wachen-der? Seine Augen sind offen, seine Finger hantieren an Hebeln und Griffen der Apparate, die er allein bedient in dieser Nacht, aber in seinen Augen ist etwas Verschleiertes. Er macht weniger den Eindruck eines Menschen, als den einer willenlosen Maschine.

„Du wirst dich in dieser Nacht erboten, den Rundfunk zu bedienen. Du wirst aufpassen, wenn der Kommerzienrat nach Hause kommt. Du wirst sehen, ob er in sein Arbeitszimmer geht und dort verweilt. Tut er es, so stelle den Hebel des Rundfunks, wie ich es dir jetzt befehle.“

Das war das Gebot, das Severin Magnus dem schlafenden Gerlach in sein träumendes Hirn senkte, als er ihn in der vorigen Nacht in seinem Zimmer aufsuchte.

Der Nachtredakteur sitzt an seinem Pult. Stille ist es um ihn herum. Die dringenden Depeschen sind erledigt. Unten in der Druckerei der großen Zeitung beginnen die Notationspressen zu rasseln, und die Automobile warten bereits, um die Frühzeitungen zu den Bahnhöfen zu bringen.

Der Redakteur ist müde. Aber seine Pflicht ist es, hier noch zu wachen. Jeder Augenblick kann irgendwoher ein Telegramm oder einen drahtlosen Funkpruch bringen, der noch zu berücksichtigen ist. Aber er hat nichts zu tun.

Er räut und raucht seine Zigarre. Da fällt ihm ein, er war ja an diesem Nachmittag auf der Generalversammlung der Hölberlin-Werke. Von dem glänzenden Sieg des Kommerzienrats und seiner begeistertsten Rede hat er schon berichtet. Jetzt fällt ihm ein, von zwölf bis eins ist das Rundfunkkonzert. Warum soll er nicht lauschen, um sich die Zeit zu vertreiben. Er sieht nach der Uhr, es ist ein Viertel nach zwölf. Er rückt den lautverstärkenden Trichter zurecht und schaltet den Apparat ein. Leise schmeichelnde Musik tönt herüber. Felix Robert Mendelssohn, der geniale Cello-spieler, von dem kongenialen Walter Meißner begleitet, spielt ein Konzertstück.

Kommerzienrat Hölberlin bietet seinen Aktionären in der Tat ein herrliches Schlummerkonzert. Der Redakteur beschließt, diese Mitternachtsmusik morgen noch besonders zu rezensieren. Die Töne verklingen. Eine Pause — nein — keine Pause, ganz laut und vernehmlich tönt aus dem Rundfunk eine menschliche Stimme.

Das Unglaubliche ist Severin Magnus gelungen, Gedanken direkt wieder in tönende Worte umzusetzen. Wie genau muß er die Schallwellen studiert haben, die Kommerzienrat Hölberlins Stimme hervorbringt, daß deutlich diese Stimme in den Worten jetzt zu erkennen ist, in den Worten, die die Gedanken in alle Welt jetzt hinausstreuen, die Reinhold Hölberlin im einsamen Zimmer an seinem Schreibtische denkt, nicht ahnend, daß der Radio-Cerebrator an diesem Stuhle befestigt ist.

Auch der Redakteur weiß davon nichts. Er glaubt den Kommerzienrat selber zu hören:

„Ich habe gelogen. Ich, Reinhold Hölberlin, ich, der ich sechzig Jahre ein makellofes Leben geführt, ich habe gelogen, ich habe wider mein besseres Wissen die Aktionäre betrogen. Ich habe ihnen nicht gesagt, daß schon heute vor-mittag die definitive Ablehnung des amerikanischen Konzerns kam. Ich habe ihnen nicht gesagt, daß unsere Kassen vollkommen leer sind. Daß Wechsel laufen, die ich nicht zahlen kann. Daß nur das neue Geld, das sie morgen einschließen sollen, uns vorläufig über Wasser hält. Und weiß ich, ob

Dieses Geld uns rettet, war es nicht eine Lärheit, noch gutes, neues Geld dem verlorren alten nachzuwerfen? Wird es uns helfen, kann es uns helfen? Ich glaube es selbst nicht. Ich habe wie ein Schurke an unseren Aktionären gehandelt."

Der Redakteur steht entsetzt und starrt in den Apparat. Die Worte sind verstummt. Wie ein Hohn ist es, daß in diesem Augenblick eine lustige Operettenweise aus dem Schalltrichter ertönt. — Der Redakteur hat fieberhaft die Worte auf Papier geworfen. Nun rast er in die Druckerei hinunter:

"Die Maschinen aufhalten, den Druck unterbrechen! Eine Sensationsnachricht, die notwendig hinein muß!"

"Sensationelle Enthüllungen. Die Hölberlinwerke vor dem Konkurs. Die Generalversammlung düpiert. — Widerruf und schreckliche Enthüllungen, die Kommerzienrat Hölberlin macht —"

Und wie auf dieser Redaktion, ist es auch auf den anderen. Alle Zeitungen waren ja angeschlossen an diesen Spezialrundfunk der Hölberlin-Werke, an dieses mitternächtlige Schlummerkonzert. Überall stehen die Druckmaschinen, überall fliegen die Federn der Redakteure über das Papier. Überall arbeiten die Segmaschinen in fieberhafter Eile.

Im Hotel Excelsior herrscht wildester Aufruhr. In zweihundert Zimmern lauschen zweihundert Ohren dem Gedankengeständnis des Generaldirektors der Hölberlinwerke. Türen werden aufgerissen, Herren stürzen hinaus. Einzelne schon im Pyjama, andere wieder in Mantel und Hut, so wie sie gerade kamen. Lächerlich ist es, wie zweihundert Schalltrichter fröhliche Operettenmelodien in leere Zimmer hineinschmettern. In der großen Halle sammelt sich alles.

"Haben Sie gehört?"

"Die Hölberlinwerke sind pleite."

"Der Kommerzienrat hat uns belogen."

"Schwindel war alles."

"Habe ich es nicht immer gesagt?"

"Unser Geld ist verloren."

Wie auf der Börse, wenn um zwölf Uhr mittags die Spekulationswütigen Spieler durcheinanderschreien, ist's jetzt in der großen Halle des stillen Hotels. Der Direktor sucht vergebens zu beruhigen. Gruppen beraten. Andere jammern und schreien. Wieder andere rennen an die Telephoye. Rechtsanwälte werden aus ihrem Schlummer geschreckt. Wildestes Töhuwabohu. Wie der Morgen kommt und noch ehe die Zeitungen die neue Sensationsnachricht hinaustragen in alle Welt, ist das Schicksal der Hölberlinwerke — das Schicksal des Kommerzienrats Reinhold Hölberlin schon besiegelt.

Oben in seinem Arbeitszimmer liegt Hölberlin, das Haupt in die Hände gelegt, und schläft den Schlaf vollkommener Erschöpfung. Er weiß nicht — er ahnt nicht, was in diesen Stunden geschehen.

Eine Treppe höher im Rundfunkzimmer sitzt Ulrich Gerlach. Er reibt sich die Augen. Ihm ist, als hätte er eben auf Minuten geschlafen. Er horcht hinaus. Nebenan tönt ein Marsch. Die letzte Nummer des Rundfunkkonzerts. Er sieht auf die Apparate. Es ist alles in Ordnung. Er weiß nicht — er ahnt nicht, daß seine Hand vor zehn Minuten das Konzert ausschaltete und dafür den Hebel drehte, der des Kommerzienrats Gedanken in Stimme verwandelt in den Rundfunk hineinschrie. Und ebensowenig ahnt er, daß er die Hebel nachher wieder zurückschob. Das Konzert ist aus. Er weiß es auch nicht, daß der Kommerzienrat noch immer dort oben in seinem Arbeitszimmer den Schlaf der Erschöpfung schläft.

Der Morgen der Weltstadt bricht an. Wenn auch die Winter Sonne noch nicht aufgegangen ist. Ein Auto fährt durch den Berliner Westen. Werner Hölberlin sitzt darin. Er ist müde, aber ein glückliches Lächeln spielt um seinen Mund.

Wie lieb und zärtlich war die dunkeläugige Mia Né. Ein paar Jungen rufen die Morgenzeitung aus. Er läßt sich eine Nummer zuwerfen.

"Die Hölberlinwerke pleite?! Vernichtendes Geständnis des Kommerzienrats Hölberlin?!"

Auch der Sohn versteht nicht, aber die Hände, die das Blatt halten, zittern in jähem Schreck.

Nur einer weiß und versteht alles, und das ist Doktor Severin Magnus. Welt Herrschaft!

Zwei Uhr in derselben Nacht. Gerlach schreitet langsam die Treppe hinunter. Die Musiker sind längst gegangen. Er ist ganz allein im Fabrikgebäude. Er ahnt nicht, daß der Kommerzienrat oben in seinem Arbeitszimmer den Schlaf der Erschöpfung schläft. — Er geht langsam über den Hof — ihm ist seltsam zumute. Sein Kopf schmerzt und er fühlt sich fast wie ein Trunkener, vermag nicht klar zu denken und sieht alles wie durch einen Schleier. Mitten auf dem Hof tritt ihm Doktor Severin Magnus entgegen. Wie eigentümlich das alles ist. Es erscheint Ulrich nicht einmal merkwürdig, daß Magnus hier steht, mitten in der Nacht hier auf dem Hof, daß der Portier ihn nicht angehalten. Er kann ja nicht denken. Er sieht den Doktor mit seinen verschleierte Augen an und der faßt seine Hand.

"Komm."

Willenlos kehrt er wieder um, und sie schreiten zusammen die Treppe empor und treten in den großen Sitzungssaal ein. Jetzt bemerkt Ulrich erst, daß der Doktor in seiner Hand einen schweren Koffer trägt.

"Was willst du? Was soll?"

"Nichts. Du bist krank, Ulrich. Du hast dich überarbeitet. Du mußt schlafen."

Ulrich nickt mit dem Kopf.

"Schlafen, schlafen."

Bleierne Müdigkeit drückt ihm die Augen nieder. Seine Knie drohen zu brechen. Er sinkt in eines der Sofas, die rings an der Wand entlang stehen.

Magnus hat fieberhaft gearbeitet in den letzten Wochen. War fast nie draußen in Tegel, raste mit seinem Auto von einer Fabrik zur anderen. Brachte überall kleine Metallteilchen — Federn, Spulen, Membranen, Kathodenröhren und Detektoren heim. In zwanzig Fabriken hatte er Aufträge gegeben. In jeder irgendeinen kleinen Bestandteil, von dem niemand wußte, wozu er zu dienen imstande. Die trug er während des Tages zusammen. Und während der Nacht schaffte er ganz allein in seinem zu einer Werkstatt umgearbeiteten Arbeitszimmer.

Eine Niesenleistung seiner Natur, denn kaum ein oder zwei Stunden Schlaf kam in seine Augen.

Dunkel ist es im großen Sitzungssaal. Nur ein paar Glühbirnen, wie sie zur Nachtbeleuchtung in der Fabrik dienen, geben schwachen Dämmererschein. Fieberhaft arbeitet Severin Magnus. Ulrich Gerlach schläft nicht. Er acht ihm zur Hand. Sie arbeiten beide.

Der Morgen ist gekommen. Die Arbeiter strömen in Scharen zu den Werken. Mit alltäglichen Gesichtern wie immer. Sie lesen noch keine Zeitung. Der Lärm weckt Kommerzienrat Hölberlin. Er fährt empor. Noch immer sitzt er droben in seinem Arbeitszimmer in seinem Sessel. Sein Körper ist wie zerschlagen, aber sein Kopf ist ausgeruht. Er hat geschlafen. Seit vielen Nächten zum erstenmal wirklich geschlafen. Er steht auf und reckt sich. Geht schnell an den kleinen verborgenen Klappwaschtisch und spült das Gesicht und die Hände mit erquickendem Wasser.

Was werden sie drüben im Hause denken, daß er die ganze Nacht nicht daheim war!

Dann reckt er die Arme. Er denkt an den gestrigen Sieg.

Herrgott im Himmel. Nun sind die Sorgen geschwunden, nun —

Es pocht an die Tür, und der Oberingenieur des Rundfunkbetriebes tritt ein. Auch er ist ganz früh von Hause fort — wohnt in einem entfernten Vorort —, ist ein Sonderling, der grundsätzlich keine Zeitungen liest.

"Herr Kommerzienrat! Der junge Gerlach liegt oben im Rundfunkzimmer in tiefer Ohnmacht. Er scheint heftiges Fieber zu haben. Er phantastert wirres Zeug und windet sich in Krämpfen."

"Sie haben schon einen Arzt?"

"Ich glaube am besten, wir nehmen ein Automobil und schaffen ihn in das Sanatorium des Geheimrats Milanus."

"Ich komme sofort mit."

Ulrich hat augenscheinlich einen schweren Nerven zusammenbruch. Er liegt droben auf einem Divan und jammert laut vor sich hin. Hölberlin tut der junge Mensch leid. Er ist schwächlich. Er hat sich wohl überarbeitet, hat in der Nacht noch den Rundfunk bedient.

"Sie haben recht. Überführen Sie ihn sofort zum Geheimrat Milanus. Eine Empfehlung von mir. Selbstverständlich bezahlen die Hölberlinwerke alles."

(Fortsetzung folgt.)

Das nackte Leben.

Skizze von W. Ballinester, Wien.

Es war schon später Abend, als im Hause des alten Bucherers und Geizhalses Hektor Gist der Treppenspur von dem Alarmrufe: „Feuer!“ widerhallte. Gist saß bedächtig rechnend über seinen dicken Geschäftsbüchern. Der Schreckensruf brachte Leben in seinen schwammigen, trägen Körper. Er fuhr auf, raffte den zerchliffenen, pelzgefütterten Schlafrock zusammen, riß die Tür auf und starrte hinaus. Rauch schlug ihm heizend entgegen; rennende Menschen, die er nur undeutlich zu sehen vermochte, hasteten schreiend vorbei. Im nächsten Augenblick kamen sie laut jammernd zurückgestürzt. Sie konnten nicht weiter, nicht zum Hause hinaus. Flammen versperrten den Weg. Ihren gellenden Jammer durchbrach von der Straße her das lärmende Tuten der Feuerwehrr. Die Leute stürzten in die erstbeste offene Wohnungstür hinein. Es war die des Bucherers. Niemand hatte seine Behausung je betreten dürfen, ohne sich vorher durch die Türspalte hindurch ein strenges Verhör gefallen zu lassen. Jetzt gab es keine Hausgesetze mehr. Sie drängten den schweren alten Mann zurück, rissen seine Fenster auf und schrien gellend um Hilfe. Unten wurde eilig, aber ruhig gearbeitet. Das große Sprungtuch spannte sich wie eine weiße Rettungsinself. Einer nach dem anderen kam an die Reihe. Sie stießen sich mit Fäusten, fauchten wie Raubtiere. Gist erhielt einen Schlag gegen die Brust. Er taumelte. In einer Ecke sank er zusammen. Sein Körper zitterte, aber sein Bewußtsein war wach und angespannt. Ehe dieses Duzend Menschen hinabgesprungen war, konnte das rasende Feuer vielleicht schon oben sein. Er liebte sein Leben. Jammernd schrie er zu Gott: „Nichts will ich behalten! Gib mir nur das nackte Leben!“ Er war der Letzte. Und auch er kam glücklich unten an.

Die Menschen, die zu einem harten Knäuel geballt, in der vom Blutschein des Feuers erhellten Straße standen und auf das von innen erglühende alte Haus starrten, murmelten dumpf, als der Bucherer sich zu ihnen gesellte. Seine Augen waren vorgequollen, das aufgedunkelte Gesicht verzerrt. Oben näherte sich das Feuer seinem Zimmer, jenem Zimmer, in dem er fast sein ganzes, einsames, dumpfes, gieriges Leben verbracht, in dem er gerechnet, gewuchert, Menschen in tiefster Not sich hatte krümmen lassen. Alles um das Geld, das in schweren Kisten in einem schmalen Versteck lag, welches er durch Auführung einer Doppelwand als Geheimraum hergerichtet hatte. Schlimmer als ein heimlicher Räuber näherte sich das Feuer dem, woran sein Herz hing. Er schrie auf, er taumelte. Er faßte den Arm des Zunächststehenden, eines armen Schusters, dem er schon einmal die rückständige Miete hatte pfänden lassen. „Mann! Sie können reich werden! Sie bekommen ein Vermögen! Holen Sie mir meine Kisten!“ — Die Leute lachten böse: „Sie sind toll, Gist! Kann er denn lebendig herauskommen? Er hätte viel davon, als Leiche Geld zu besitzen!“ Der arme Schuster stand mit zerquältem Gesicht. Geld! Das war immer das Unerreichbare, das ihn zur Arbeit peitschte, das ihn die Nächte durchwachen ließ, und das doch nie zu ihm wollte, so selbstverneinend er seinen kranken Körper in ununterbrochener Arbeit auch dafür hingab. „Du bekommst die Hälfte dessen, was du retten kannst!“ flüsternte Gist, seine dicke Frage nahe an dem blauweißen Gesicht des lungenkranken Hungerschusters. „Kommst du nicht zurück, dann versorge ich die Meinen!“ — „Ich wag's!“ schrie die heifere Stimme des Schusters. Sein dürrer, gebogener Leib schnellte empor. Er drängte sich aus der zusammengeballten Menge hinaus. Noch einmal wandte er sich um: „Ihr alle hört es, Leute! Wenn ich drinnen bleibe, versorgt er die Meinen! Er hat es versprochen! Ihr seid Zeugen!“ Schon drängte er dorthin, wo es glühend fauchte. Da — ein gellender Weiberschrei! Eine schmale Gestalt stob ihm nach, rechte den ausgemergelten Arm nach ihm und riß ihn zurück! „Hol der Teufel das Geld! Bleib bei uns, Mann! Ich geb' dich nicht her!“ Und schon schoben Feuerwehrlente die beiden wieder in den Menschenhaufen zurück.

Gist stöhnte auf. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen. Verarmen konnte er nicht. Er ging mit schwankenden Schritten zum Hausvor, dem der Qualm entströmte. Ein Feuerwehrrmann versperrte ihm den Weg. Hinter ihm, aus dem Menschenknäuel heraus, erscholl Hohnlachen. Aber Gist rang mit dem Warner. Da erkobte aus dem rauchdichten Innern des Flurs Kommando. Der Mann mußte an seinen Platz. Gist hatte freien Weg. Die Hand vor den leuchtenden Mund gepreßt, stürzte er die Äußere, nasse Treppe hinauf. Der Weg war jetzt freigemacht; das Feuer wütete nur noch in den oberen Stodwerken. Sein flatternder Schlafrock verfling sich; er riß ihn los. Fetzen hingen ihm um den Leib. Der Rauch trieb ihm das Wasser aus den Augen, griff ihm wie eine Faust an die Kehle, daß kein Atem herauskam. Gist spannte alle Kräfte an. Er stand vor seiner Tür.

Zunten stoben. Die Tapete jener Wand, die sein Liebestes barg, war schon beleckt, die Möbel schon geschwärzt und glühend. Er fand das Versteck des Schlüssels, verbrannte sich die Hände, öffnete eine der Wand fast unsichtbar eingebaute kleine Tür. Da standen die Kisten! Kühler Geruch kam aus dem noch nicht von Rauch erfüllten Raume. Gist gurgelte einen Atemzug in sich hinein. Eine, wenigstens ein einzige Kiste retten! Zu unterst stand die Goldkiste. Die wollte er. Auch darüber lagerten andere schwere Kisten mit Silbergeld und Wertpapieren. Gist zog und zertrte an dem eisernen Griff der Goldkiste. Dadurch kamen die darüber stehenden Kisten ins Wanken. Es kollerte, stürzte, schlug dumpf nieder, — begrub den Mann... Zermalmt, verröchelnd lag Hektor Gist in dem heißen, funkeldurchsprühten Zimmer, unter seinem Gelde begraben. Nun blieb ihm nichts mehr, nicht einmal das kurz zuvor von Gott erbettelte nackte Leben.

Dichter-Anekdoten.

Gesammelt von Hans Runge.

Ferdinand Freiligrath verlobte sich im Jahre 1840 mit Ida Melos. Dieses fröhliche Ereignis meldete der Dichter seinen Freunden und Bekannten durch sein-säuberlich gedruckte Karten. Ein besonders Vertrauter Freiligraths, Wolfgang Müller, erhielt mit dem Verlobungskärtchen ein Begleitschreiben, das folgendermaßen lautete: „Das Beste liegende ist das Neueste, was ich habe drucken lassen; und — ich hoffe — das Beste!“

Der Olympier Goethe war bekanntlich der Gesteinkunde sehr zugetan. An einem schwülen Sommertage suchte der Dichter in der Umgebung des thüringischen Bades Sulza nach seinen geliebten Mineralien. Herr von Stein war anwesend und verfolgte mit geringer Anteilnahme die für ihn wenig unterhaltsame Tätigkeit des großen Freundes. Das wissenschaftliche Interesse Goethes erlahmte auch nicht durch das plötzliche Wirken des Donnergottes über den Häuptern der beiden. Stein drängte zum Aufbruch; doch Goethe schüttelte das Haupt und klopfte mit einem Hämmerchen seelenruhig weiter auf einer Steinschicht herum. Als sich auch noch des Himmels Schleißen öffneten, wurde Stein ungeduldig und rief mißmutig: „Sie sind ein großer Verehrer von Steinen, Herr Geheimrat! Vielleicht können Sie mir sagen, zu welcher geduldigen Gesteinsart Sie mich rechnen?“ — „Durchaus nicht zu den widerstehendsten, lieber Stein“, entgegnete der Dichter, „mehr zu den porösen Steinen — also zu den Kalken! Die brausen auf, wenn Jupiter Pluvius es gut meint mit der erschlafteu Erde!“

Der schwäbische Dichter und Kapellmeister Schubart (1739—1791), der besonders durch sein Gedicht „Die Fürstengruft“ bekannt wurde, war in Stuttgart als großer Verehrer des Gottes Bacchus bekannt. Einst hatte man Schubart, der der Stuttgarter Hofkapelle vorstand, bei einem Festessen an die Seite einer Dame gesetzt, die in der württembergischen Hauptstadt in dem Aufse stand, den mehr oder weniger geduldigen Pegasus bei jeder Gelegenheit in sanfter Bewegung zu setzen. Die Tischgäste waren gespannt, ob Schubart von seiner Tischdame mit einem Reimchen bedacht werden würde. Und richtig, nach dem Fischgang war das lyrisch gestimmte Fräulein, das bislang schweigsam an der Seite Schubarts gesessen hatte, aufgetaut. Sie erhob ihr Glas und rief ihrem Nachbar zu:

„Meister, seht, zu Eurer Ehr’

Trinke ich mein Gläschen leer!“

Fröhlich schmunzelnd tat der Dichter Bescheid, leerte geziemend sein Glas und rief dem weiblichen Reimichniek unter dem fröhlichen Gelächter der Tischgenossen zu:

„Schau, das freut mich königlich,
Daß die Jungfer sauft wie ich!“

In Stavenhagen, im Mecklenburgischen, wurde ein Fröhlicher Reuter von einer Dame begrüßt, die ihren berühmten gewordenen Landsmann seit langen Jahren nicht mehr gesehen hatte. „O, verehrter, lieber Herr Doktor“, rief die überschwengliche Dame, „welches Glück, daß ich Sie nach so langer Zeit einmal wiedersehen darf! Jedes neue Werk von Ihnen habe ich mit Spannung verfolgt.“ — Lobhudeleien und Schmeichelreden folgten, die den Dichter durchaus nicht in Entzücken versetzten. Ihren Hymnus krönte die Weibbrauchtreuere mit der Redensart: „Ja, lieber Doktor, ich stelle Sie über Schiller und Goethe!“ — Da riß dem plattdeutschen Dichter das Geduldsfädchen und er verabschiedete sich eilig mit den Worten: „Wenn Sie das glauben, denn — adschüß, Madam!“

Die zarten Figürchen aus Tanagra.

Kulturhistorische Plauderei
von Albert Schweitzer-Berlin.

Kennen Sie die zarten Figürchen aus Tanagra?

Es sind unvergleichliche Bildwerke griechischer Kleinplastik, mit einfachen Mitteln hergestellt, aus Ton geformt, mit zarten Wasserfarben bemalt und zuweilen vergoldet. Sie stammen aus dem 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. und wurden in Griechenland hergestellt. In Tanagra scheint die Industrie dieser Figürchen ganz besonders geblüht zu haben, obwohl auch in Theben und Korinth ähnliche Figürchen aufgefunden worden sind.

Außer ihrem künstlerischen Wert sind die Tanagrafigürchen für die Kulturgeschichte auch von ganz hervorragender Bedeutung, da sie ja vieles über Kleidung und Schmuck, Geräte usw. im alten Griechenland auszusagen. Zunächst finden wir unter den Tanagrafigürchen eine große Anzahl griechischer Götter und Göttinnen, die als ganz besonders zart und anmutig zu bezeichnen sind, ferner geflügelte Frauenfigürchen, Musen, Nymphen und andere Phantasiegestalten der griechischen Sage und Dichtung. Gleichartig schön sind viele Frauen, leichtgeschürzte Tänzerinnen und Musikantinnen, die stets anmutig, oft in ganz wundervoll lebendiger Bewegung erscheinen; aber auch Jünglinge, alte Männer und Frauen fehlen nicht. Ferner Tierfigürchen und Darstellungen von Gewerben, wie Friseur und Bäcker, die in der Ausübung ihres Berufes wiedergegeben sind. Endlich Kinderfiguren und Spielpuppen, einige plump, andere als bewegliche Gliederpuppen gestaltet, die wohl kaum einem Griechennädchen zum Spiel gedient haben. Die meisten dieser Figuren sind allerdings lediglich als Zierstücke zu denken, und nur bei einigen ist in der Flaschen- oder Krugform ein praktischer Zweck angedeutet; gerade diese Stücke aber sind so außerordentlich fein behandelt, daß sie für eine tägliche Benutzung kaum in Frage kommen.

Was dem Archäologen die Tanagrafiguren besonders wertvoll macht, ist ihre polychrome Behandlung. Zwar lassen sich bei steinernen Statuen und Köpfen aus altgriechischer Zeit zuweilen Spuren von Bemalung nachweisen, auch ist wohl anzunehmen, daß die farbige Behandlung plastischer Bildwerke bei den Griechen häufiger gewesen ist, als es sich aus den uns erhaltenen Überresten, die ihre Farben verloren haben, ergeben läßt, indessen ergänzen die Tanagrafiguren hier manche Lücke in unserer Anschauung. Was nun bei diesen Figuren ganz besonders auffällt, ist ihre durchgehende Darstellung mit blondem, rötlich-blondem Haar. Dies könnte als eine Modesache dargestellt werden, doch entstehen Moden wohl selten ohne irgendwelche reale Grundlage. In diesem Falle ist wohl anzunehmen, daß ein gewisser Prozentsatz der damaligen Griechen blond gewesen ist. Auch aus anderen Erzeugnissen der bildenden Kunst, sowie aus solchen der Literatur, läßt sich die wenigstens teilweise Blondheit des Griechenvolkes noch im 6. und 5. Jahrhundert nachweisen. So ist bei einer Anzahl Vasenmalereien aus jener Zeit Blondheit der Dargestellten vielfach angedeutet. Daneben kommt freilich auch dunkles Haar bei vielen Figuren vor. In der Literatur findet Blondheit übrigens oft Erwähnung, so bereits bei Homer, es sei nur an den Kanthos Menelaos, den Semmelblonden erinnert.

Es ist wohl anzunehmen, daß auch hier, wie bei vielen indogermanischen Völkern, eine blonde Rasse mit einer brünetten zusammenlebte, wobei die Tendenz zum allmählichen Überwiegen der dunkleren Elemente festzustellen ist.



Bunte Chronik



* **Der Preuße und der Titauer.** Ein Preuße und ein Titauer wanderten, vom turgus (Wochenmarkt) kommend, zusammen auf einer Straße. Der Titauer hatte ein Ferkel und der Preuße ein Huhn im Krepisch (Sack). Als sie nun Hunger hatten, sagte der Preuße zu dem Titauer: „Laß uns zuerst dein Ferkel essen und nachher mein Huhn.“ „Gut!“ sagte der Titauer. Also aßen sie beide das Ferkel auf und gingen weiter. Bald wurden sie wieder hungrig und ruhten aus. Da sagte der Preuße: „Herrchen, ein Huhn ist ein gar schmackhaft Essen, aber für zwei nicht genug dran. Wir wollen erst schlafen, und wer von uns den schönsten Traum hat, der soll das Huhn bekommen.“ „Gut!“ sagte der Titauer. — Der Preuße schlief sofort ein, der Titauer aber konnte es vor Hunger nicht aushalten und aß das Huhn des Preußen auf. Als dieser nun aufgewacht war, erzählte er seinen Traum. „Eine Schar von Engeln trug mich in den Himmel. Dort ließ mich der liebe Gott an seiner Seite

niedersehen, fragte, was es Neues gäbe, ob mir's gut ginge usw. — Die heilige Mutter aber trug die herrlichsten Speisen auf, Entenbraten, Gänsebraten, auch ein gebratenes Huhn. — „Na und du? Was hast du geträumt?“ Der Titauer kratzte sich den Kopf, dann sagte er: „Oh, ich — ich sah, daß es dir im Himmel so gut ging, daß du schon ein Huhn gegessen hättest — da hab' ich in der Zeit deins aufgegessen.“ P. W.

* **Hochwasseridylle.** Im überschwemmten Gebiet Hollands ist kürzlich eine nette Geschichte passiert. Das war so: Auf der weiten Wasserfläche, aus der einzelne Bäume, Telegraphenstangen und Hausdächer herausragen, paddelt ein Bauer mißlaunig im Boot herum. Plötzlich sieht er, als er an einer breiten Baumkrone vorbeirudert, auf den zwischen den Ästen angeschwemmten Holzstücken, Erdklumpen und Grasbüscheln zu seinem größten Erstaunen einen Hasen sitzen, der vor dem steigenden Wasser hier Rettung gefunden hat. Das misepetrige Gesicht des Bauern klärt sich auf — auch schwarze Tage haben ihr Licht — und er sieht den Hasen bereits knusprig gebraten auf seinem Tisch. Er lenkt sein Boot in die Baumkrone, springt auf einen starken Ast und greift nach dem Hasen. Der Hase springt in seiner Todesangst ins Boot, das sich durch den Ruck löst und abtreibt. Ehe der Bauer heran ist, schwimmt das Boot mit seinem neuen Passagier bereits außer Reichweite und treibt langsam — ein komisches Bild — über die schwarze Wasserfläche. Das Bauerlein schaut maßlos dumm hinter seinem Boot und dem entwischten Braten drein . . . und muß vor dem steigenden Wasser immer höher klettern. Schwimmen kann er nicht. Endlich gegen Abend wird er in seiner einsamen Höhenlage entdeckt und befreit. Er soll sich geschworen haben, nie wieder auf Hasenfang zu gehen. Na.

* **Kostbarer Fund in einer russischen Kirche.** In der Nikolsti-Kirche in Leningrad ist unter altem Gerät eine große Schale aus reinem Golde gefunden worden, die seinerzeit von der Kaiserin Katharina II. dieser Kirche geweiht worden ist. Das sehr kostbare Goldgefäß soll jetzt beschlagnahmt werden.

* **Ein altes ukrainisches Geschichtsbuch.** In Poltawa ist ein Geschichtsbuch von großem Seltenheitswert aufgefunden worden. Es handelt sich um das Buch „Geschichte der Ukraine“ von Odarenko, welches im Anfang des 17. Jahrhunderts herausgegeben wurde. Das Werk galt schon als verschollen.

* **Ein Kriegerdenkmal für Pferde.** Am Ostermontag wurde in London zum Andenken an die 375 000 Pferde, die im Weltkrieg auf englischer Seite gefallen sind, ein Erinnerungsdenkmal eingeweiht, das auf einem Piedestal ein aus Bronze gegossenes Ross zeigt.

* **Drama eines Zwölfjährigen.** In dem nordböhmischen Kurorte Löstertele hat sich ein zwölf Jahre alter Volksschüler aus Verzweiflung über die schlechte Behandlung, die sein Vater seiner Mutter, ihm und seinen Geschwistern angedelhen ließ, neben der Wohnung seiner Eltern erhängt.



Lustige Rundschau



* **Bildung.** Frau Neureich: „Gehen Sie doch mal ans Fenster und sehen Sie nach, wieviel Grad wir heute haben.“ — Zofe: „Null Grad, gnädige Frau.“ — Frau Neureich: „Neamur oder Celsius?“

* **Übertroffen.** „Ich sah neulich im Zirkus einen Artisten, der mit seinem dressierten Hund Sechshundsechzig spielte.“ — „Das ist gar nichts. Wie oft habe ich mit einem Kater Skat gespielt!“

* **Reinlichkeit.** „Junge, warum wäschst du dir dein Gesicht nicht besser? Es kann ja jeder sehen, was du heute mittag gegessen hast.“ — „Nu wait denn?“ — „Schokoladensuppe.“ — „Quatsch nich, oller Krauter, dett war jestern.“

* **Glück.** „Hatte Ihr Mann bei den gestrigen Rennen Glück?“ — „Ganz fabelhaftes Glück. Er ließ seine Brieftasche zu Hause liegen und konnte infolgedessen nicht wetten.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Wendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.